

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 134.

Posen, den 1. Dezember 1927.

Nr. 134.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Wand.

53. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Wenn ich nur schon zu Hause wäre!“ Das war der einzige Gedanke, der ihn beherrschte. Vergessen waren die Tage von Gneizendorf, vergessen sein Bruder Johann, nur sein Heim in Wien war das Ziel, das er erstrebte!

Ein Regenschauer ging nieder, der alle Hüllen um Beethoven durchnähte, und dazu blies ein kalter Wind, der bis auf die Knochen drang. Das Tageslicht schwand immer mehr, und der bisher erträgliche Weg wurde grundlos.

„Sakra, sakra!“ fluchte der Bauer, „is dös heunt a Fahrerei!“

Beethoven zitterte an allen Gliedern, seine Zähne schlugen im Fieberschauer aufeinander, und seine Wangen zeigten eine heftige Röte.

„Gnä' Herr!“ schrie die Köchin ihm ins Ohr, „wir können net weiter — es wär' Ihr Tod! Bleiben wir doch im nächsten Ort über Nacht, damit Sie sich erholen können!“

Mühsam schüttelte Beethoven den Kopf und biß die Lippen zusammen.

„Nein, wir fahren weiter!“ stieß er nach einer Weile hervor.

Und weiter ging die schreckliche Fahrt im klatschenden Regen, den der Wind den Fahrenden ins Gesicht schlug. Boll Mitleid sah die Köchin auf ihren Herrn, der ein Bild des Jammers bot, und der im Fieber erschauerte. Sie wandte sich an den Bauern, der ruhig sein Pferd traben ließ und hier und da einen Blick auf den sichtlich schwer kranken Beethoven geworfen hatte.

„Wir müssen bei der nächsten Ortschaft anhalten,“ sagte sie zu diesem, „ich fürchte, daß mein Herr uns sonst unterwegs . . .“ Sie vollendete nicht, denn der Bauer sah, wie es um seinen Passagier stand und nickte zustimmend.

„Das werd'n m'r tun und den Herrn in ein' Gasthof unterbringen! Ich aber muß mit mein' Fuhrwerk weiter nach Wien, zum Markt — unsereins darf so a Wetter net schenieren!“

Es war inzwischen ganz finster geworden, daß man kaum die Hand vor den Augen sah. Beethoven lag wie ein Häufchen Elend auf der Schulter seiner Köchin, die ängstlich ein Gebet murmelte, und er schien mehr tot als lebendig. Ein Licht in der Ferne kündete einen Hof oder einen Ort an, und lebhafter trieb der Bauer sein Pferd diesem Ziele zu. Unter allen Umständen wollte er seinen Passagier dort lassen, und als er das beleuchtete Haus erreicht hatte, hielt er mit einem heftigen Ruck an. Es war ein an der Straße gelegenes Wirtshaus, dessen Besitzer überrascht die Tür öffnete.

„Bei dem Wetter kimmt gar wer?“ rief er den Ankömmlingen entgegen.

„Wo find wir denn da?“ fragte der Bauer.

„In Neu-Aigen! Wo fahrt's denn hin?“ war die Frage des Wirtes.

„I fahr' nach Wien, auf'n Markt; aber i hab' an Passagier da, an kranken, der bei dem Sauwetter net weiter kann — dem müssen S' an Unterstand geb'n!“

„Bei mir gibt's kein' Platz zum Uebernachten!“ entgegnete der Wirt. „Da müßt's schon wo anders im Ort schau'n!“

„Um Himmels willen,“ mischte sich jetzt die Köchin in das Gespräch der beiden ein, in deren Armen Beethoven ohnmächtig lag, „Sie müssen uns aufnehmen, es geht vielleicht um Leben und Sterben. Mein Herr ist schon ohnmächtig!“

Der Wirt fraute sich überlegend hinter dem Ohr. „Na, wann's a so is, dann halt in Gottes Namen; aber Zimmer hab' i kein's für den Herrn!“

„Wenn er nur unter Dach kommt,“ sagte die brave Köchin erfreut.

Der Wirt und der Bauer faßten den Körper Beethovens sorgsam an und hoben ihn vom Wagen herunter, um ihn ins Haus zu tragen. Die Köchin öffnete die Tür, und im Scheine der trüben Öllampe, welche das Gastzimmer erhellte, schlug Beethoven langsam die Augen auf und sah sich ängstlich um.

„Sind wir schon in Wien?“ fragte Beethoven fast tonlos.

Beethoven erhielt keine Antwort; er hätte sie auch kaum vernehmen können.

„Sakra, wo bringen wir ihn denn hin?“ überlegte der Wirt, den Mitleid mit der beklagenswerten Gestalt seines späten Gastes erfaßte. „Er is ja ganz patzschnaß! Ich werd' ihm wohl mein eigenes Bett überlassen müssen; denn wie er so dastzt, derbarmt er mir!“

Während der Wirt und die Köchin bemüht waren, Beethoven von seinen durchnässten Ueberkleidern zu befreien, grüßte der Bauer und ging, um seine Fahrt nach Wien fortzusetzen. Der Kranke saß, in sich zusammengebrochen, auf der Ofenbank und ließ stumm und teilnahmslos alles mit sich geschehen. Der Wirt und die Köchin trugen ihn behutsam in das Zimmer hinüber und legten ihn, nachdem er dort entkleidet worden war, in das Bett.

„Einen heißen Glühwein werd'n mer ihm machen,“ sagte der Wirt, „daß er innerlich warm wird und dann gut zudecken — bis in der Früh is er dann wieder bei'nander!“ Dann schickte er seine Frau in die Küche, den heißen Wein zu bereiten.

„Ich dank' Ihnen schön, Herr Wirt,“ rief die Köchin, „Sie haben da ein gutes Werk getan und wissen gar net, wem Sie das erwiesen haben. Das ist mein Herr, der Beethoven!“

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Beethoven! Den Nam' hab' i nia net g'hört!“

„Der berühmte Musiker aus Wien!“ erklärte sie eifrig.

„So, so! Jedenfalls hab' ich meine Menschenpflicht tan,“ war die Erwiderung des braven Wirtes.

Beethoven lag, fast bewußtlos, mit starkem Fieber in dem breiten Bett, und seine Köchin setzte sich auf einen Stuhl neben sein Lager. Angstvoll horchte sie auf sein

Stöhnen und Keuchen, die heißen Hände führen herum, um kraftlos auf die Decke zu fallen, und hier und da kamen einzelne Laute von seinen brennenden Lippen. Er phantasierte und seine arme Begleiterin, die nichts anderes glaubte, als daß sein letztes Stündlein gekommen sei, betete ein Vaterunser um das andere und schlug das Kreuz über ihn . . .

Der Wirt kam mit dem großen Glase voll Glühwein für den Kranken.

„Wenn er ihm nur nicht schadet?“ seufzte die Köchin.

„Ah, im Gegenteil! Da wird der Herr Beethoven recht schwitzen, und in der Früh wird er gesund und munter aufstehn und weiterfahren können!“

„Wollte Gott, es wär' so!“ seufzte die Köchin. Dann hob sie Beethoven mit dem Polster, auf dem er lag und setzte ihm das dampfende Glas an die Lippen.

Gierig schlürfte der Kranke das heiße Getränk bis zur Reige, dann sank er mit einem dankenden Blick in das Rissen zurück und schloß die Augen. Der Wirt ging auf den Zehenspitzen näher, um Beethoven nicht zu stören.

„Sie können schon fester auftreten,“ rief die Köchin, „er hört nix, er ist taub!“

„Ich wollt' Ihnen nur sagen, daß Sie das zweite Bett für sich benützen können, Frau; mein Weib und ich, wir schlafen heut' am Boden, am Heu! Und in der Früh, wenn S' was brauchen, dann finden S' uns schon in der Wirtsstuben! Gute Nacht und“ — er warf einen Seitenblick auf den in glühender Röte daliegenden Beethoven — „gute Besserung!“

Beethoven lag in anscheinend ruhigem Schlummer, aber in ihm tobte der heiße Wein, der sein Fieber noch gesteigert hatte. Die Köchin drehte das Licht der Lampe herab, um seine Augen zu schonen und saß betend und händeringend am Krankenlager ihres Herrn, der an einem solchen Tage und unter solchen Mühsalen seine Fahrt von Gneisendorf nach Wien hatte antreten müssen, und der nun, schwer krank, im Straßenwirthshaus von Neu-Wien darniederlag . . .

„Nach Wien!“ kam es wie ein Aufschrei aus Beethovens Mund. „Karli, ich bin schon wieder bei dir!“ In seinem Fieber gedachte der Gute seines bösen Neffen.

Ein grauer Novembervormorgen schien zu den Fenstern herein, als die Köchin auf ihrem Stuhle vom Schlafe erwachte. Ihr erster Blick galt dem kranken Herrn, der mit offenen, halb verglasten Augen dalag und zur Decke hinaufblickte.

„Ist Ihnen schon besser, gnädiger Herr?“ rief sie ihm ins Ohr.

„Ich war ja nicht krank und überhaupt“ — er sah sich um — „wo sind wir denn?“

„Auf dem Wege nach Wien, gnädiger Herr! Wir mußten wegen des schlechten Wetters und weil Sie Fieber hatten, hier übernachten.“

Beethoven sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette.

„Sofort fahren wir weiter!“ schrie er und griff nach seinen Kleidern.

„Der Wagen ist noch gestern nach Wien weiter.“

„Und mich hat er dagelassen? Abgeladen wie ein Stück Vieh?“ donnerte Beethoven los.

Der Wirt war, durch den Lärm angelockt, herbeigeeilt.

„Einen Wagen nach Wien will ich!“ rief er dem Wirte entgegen.

„Gerade habe ich mit einem Kutscher, der nach Wien unterwegs ist, vereinbart, daß er Sie und Ihre Köchin für billiges Geld mitnimmt!“

„Das ist gut! Was bin ich schuldig, Herr Wirt?“

„Was halt geben wollen, Herr von . . .“

Beethoven, der sich inzwischen Hose, Weste und Rock angezogen, warf einen Dukaten auf den Tisch.

„Das langt wohl? Und jetzt rasch meinen Hut und Mantel! Wir fahren sofort. Ich habe dringend in Wien zu tun.“

„Wenn sich Euer Gnaden nur wohl fühlen? Ja, der Glühwein hat Sie gesund gemacht!“

Beethoven grüßte kurz, und er, der am Abend so hinfällig und schwach gewesen, sprang in die Kalesche, die vor dem Hause stand; die Köchin folgte ihm, den Kopf über die merkwürdige Wandlung schüttelnd, während der Wirt sich höflich verneigte. Der Tag war rau und kühl, aber das war Beethoven gleich!

„Nach Wien!“ rief er laut, „in das Schwarzspanierhaus!“ . . .

(Schluß folgt.)

Junge Deutsche.

Eine Schar junger deutscher Dichter, die bislang unbekannt oder nur wenig bekannt waren, tritt demnächst in einer neuen Bücherreihe des Verlages Reclam vor die Öffentlichkeit. Gemeinsam ist ihnen allen ihre Jugend, gemeinsam die Abkehr vom Expressionismus. Die ersten neun Bände dieser neuen Reihe „Junge Deutsche“ werden im November erscheinen. Mit Genehmigung des Verlages können wir schon jetzt den folgenden Abschnitt aus dem Novellenband „Die Verirrten“ von Manfred Hausmann zur Veröffentlichung bringen.

Kasperle-Theater.

Von Manfred Hausmann.

So einfach, wie Ontje sich's dachte, war das Marionettenspielen nun doch nicht zu betreiben. Der Kasperarab Siegfried trat sich unter seinen fürchten Fingern immerzu mit dem linken Bein vor den Kopf, und das rechte schlug er sogar akrobatisch am Rücken hinauf.

Sinnerl tanzte glücklich umher.

Gib ihm den Kasper, sagte Melusine.

Habt Ihr auch einen Kasper?

Mit dem Kasper verstand Ontje schon besser umzuspringen. Der klingelnde Bursche ging, wenn auch kniebeinig, über das Bühnenhaus, er sah sich an die Nase und guckte lächerlich um die Ecke.

Haha mit dem Kasper macht er es wunderbar. Ich finde, jetzt soll Ontje Theater spielen, und wir sind Zuschauer.

Aber ich weiß nur Kasperstücke und so.

Ja, ja!

Gut, Ontje hatte sich im Sommer nicht umsonst die Nachmittage vor den Kasperbuden aufgehalten. Dergleichen Späße wollte er wohl fertigkriegen. Und am Ende konnte er dieser hoch-näsigen Melusine bei dieser Gelegenheit eins auswischen. Er hatte schon so ein Plänchen im Kopf.

Laß doch mal eine Strafe auf der Bühne sein, sagte er zu Sinnerl, oder hast du keine?

Doch, eine Strafe gab es auch. Sie wurde aufgestellt. Nun machte Ontje in Gottes Namen anfangen. Er zog geschwind den Vorhang hoch . . . ach so . . . er hatte ja die Puppen noch nicht zur Hand. Der Vorhang senkte sich wieder.

Bravo! rief Melusine. Sinnerl verbot ihr's sanft. Aber nun war Ontje bereit. Es begann.

Kasper wankte kniebeinig die Straße entlang und klopfte an ein Haus.

Melusine, süße Braut, dein Kasper ist da!

Kein Melusinen ließ sich blicken. Eine alte Frau schwebte aus der Kulle heraus.

Was machen Sie denn für einen Lärm vor meinem Hause?

Ich bin Melusines Mutter!

Aber Kasper bestimmte sich nicht weiter um sie, sondern brachte Melusine ein Ständchen.

Wie schön ist doch

Die Träne einer Braut,

Wenn der Geliebte ihr

Ins Auge schaut.

Da rief die Mutter nach Polizei und Feuerwehr. Was blieb dem armen Kasper anders übrig, als sie auf den Kopf zu hauen. Sie fiel tot um. Aber Kasper sang:

Großmutter is' do,

Großmutter is' do.

Jo, die is' den Döbel do,

Die mag noch Röm un Eped un Brot.

O du meine Seele, jetzt stürzte Melusine heraus! Sie redete den Steiß in die Luft und tauchte mit dem Kopf heulend gegen die tote Mutter. Ihre Tränen machten indessen auf Kasper gar keinen Eindruck. Er umarmte sein Melusinen, küßte sie und verlangte, auf der Mutterleiche sitzend, nach einer Tasse Kaffee. Melusine schluchzte laut und wollte nichts von ihm wissen. Er sang:

Wie schön ist doch

Die Träne einer Braut,

Wenn der Geliebte ihr

Aufs Auge haust.

Und dann tat er auch danach. Sie wimmerte und versprach, sofort Kaffee herbeizubringen, und trippelte ins Haus. Kasper schleppte die Leiche weg.

Die beiden Zuschauer saßen schweigend da. Melusine sah Sinnerl von der Seite an, er merkte es wohl, starrte aber bedrückt

geradeaus. So etwas durfte Ontje doch nicht singen! Und daß Rasper auf der toten Mutter saß . . . nein! Wenn nur Melusine nicht Zeuge von alledem gewesen wäre! Er wußte schon, was sie nun in ihrem triumphierenden Sinne dachte. Das ist nun dein Freund, dachte sie.

Ontje merkte von alledem nichts, er klingelte und klapperte mit Gifer hinter den Kissen und übersann den großen Schlag, den er gegen Melusine führen wollte.

Klingling.

Rasper kam zurück und schrie nach seinem Kaffee.

Hier ist er schon, lieber Rasper.

Er kostete und spuckte. Pui Teufel, wo sie denn die Bohnen zu diesem Geföff gekauft hätte? . . . Die Bohnen? In der Büchse wären keine mehr gewesen, und da hätte sie überall gesucht, und mit einem Male hätten im Kiegentall so viele gelegen, und da . . . So ein Hornvieh von Braut! Na, wenn man auch Melusine hieße, was wäre da weiter zu erwarten!

Dergleichen schreckliche Späße, erfommen für Strakenjungen und ihresgleichen, für Biqueurwesen und Fahrmarktstrubel, dergleichen Späße brachte Ontje in seinem Uebermut vor. Da wußte sich Sinnerl keinen andern Rat, als daß er Melusine leise bei der Hand nahm und sich aus dem Zimmer tastete. Der Herr Theaterdirektor word's in seinem Feuer nicht gewahr und agierte vor dem leeren Parkett weiter.

Er ließ den Pfalzgrafen Siegfried als Schuttmann auftreten. Der Mund an Melusines Mutter war entdeckt, Rasper sollte sterben. Da nur das nicht, sagte er und weinte; das wäre mein Tod!

Nu wüßt gehängt werden!

Lieber Herr, das halte ich gar nicht aus, da habe ich auch gar keine Zeit zu . . .

Brab gesagt, ein Gespräch voller Schall, mit emigem Anstand vorgebracht. Aber niemand lugelte sich vor Lachen. Der Fußboden knirschte. In einem entfernten Zimmer erhob sich, gedämpft durch die Wände, ein dunkler Cello-Mord. Ein Klavier umwogte ihn zaghaft mit Mondlicht.

Ontje horchte auf . . .

Der Seelenverkäufer auf hoher See.

Von Robert Louis Stevenson.

Ich legte mich flach am Boden meines elenden Fahrzeuges nieder und empfahl meine Seele inbrünstig ihrem Schöpfer. Am Ausgang der Durchfahrt muhten wir in einem Streifen brandender Sturzwellen geraten, wo alle meine Kräfte bald ein Ende finden würden. Den Tod selbst hätte ich vielleicht gelassen erduldet, ich vermochte es aber nicht, meinem nahenden Schicksal offenen Auges entgegenzugehen.

So muß ich viele Stunden gelegen haben, von einer Welle zur anderen geschleudert, hin und wieder von hereinschlagendem Spritzwasser durchnäßt und in ewiger Angst, in der nächsten Woge den Tod zu finden. Allmählich wurde ich so müde und abgespannt, daß es mich inmitten meiner schrecklichen Not wie eine gewisse Betäubung, eine gelegentliche Erstarrung überkam, bis endlich der Schlaf sich meiner annahm. So lag ich in meinem vom Meer hin- und hergeworfenen „Coracle“ und träumte von der Heimat.

Es war heller Tag, als ich erwachte, und ich fand mich an der Südwestspitze der Schachinsel in den Wellen treibend. Die Sonne war schon aufgegangen, verbarg sich aber noch hinter der gewaltigen Masse des Teufelskopfes, der an dieser Seite mit steilen Klippen fast bis ans Meer reichte.

Mir zunächst lagen das Kap Gaultbowlie und der Kreuzmaßberg; lahl und schwarz der Berg, das Kap dagegen von vierzig bis fünfzig Fuß hohen Klippen und riesigen Felsentrümmern umgeben. Ich war kaum eine Viertelmeile weit draußen, und mein erster Gedanke war natürlich, mich ans Land zu paddeln. Ich gab ihn aber halb auf. Zwischen den Felsentrümmern zischte und brüllte die Brandung, und mit ungeheuren Getöse wurden die schweren Sturzseen hochauf- und zurückgeworfen, um in einer Sekunde von neuem heranzustürzen. Wagte ich mich näher, so wurde ich entweder in der Brandung an der wilden Küste zu Tode geschmeißert oder ich erschöpfte meine Kraft im vergeblichen Bemühen, die steilen Felsen zu erklimmen.

Und damit nicht genug, sah ich, wie auf den Felsenplatten riesige schleimige Ungeheuer umherkrochen oder sich mit lautem Aufschlag ins Wasser fallen ließen — wie weiche Schnecken erschienen sie mir, von unheurer Größe. Wohl vierzig bis sechzig von ihnen waren da versammelt, und die Felsen hallten von ihrem Gebell wider.

Heute weiß ich, daß es See Löwen und ganz harmlose Geschöpfe waren. Damals aber genügte ihr Anblick in Verbindung mit der Wildheit der Küste und der hochgehenden Brandung, um mir eine solche Landungsstelle gründlich zu verleiden. Da wollte ich lieber noch auf hoher See vor Hunger umkommen, als mich solcher Gefahr aussetzen.

Ich glaubte aber auch, eine noch günstigere Möglichkeit vor mir zu haben. Nördlich vom Kap Gaultbowlie biegt die Küste nach innen und läßt bei der Ebbe einen langen Streifen gelben Sandes frei, und noch weiter im Norden kommt ein zweites Kap — auf der Karte war es „Waldap“ bezeichnet —, das ganz unter grünen Nadelbäumen begraben liegt, die bis zum Meere herabreichen.

Mir fiel ein, was Silber über die Strömung gesagt hatte, die an der ganzen Westküste der Schachinsel emlang nach Norden geht, und da ich merkte, daß ich schon in ihren Bereich geraten war,

zog ich es vor, Kap Gaultbowlie hinter mir liegen zu lassen und meine Kräfte für einen Landungsversuch an dem freundlicher aussehenden Waldap zu sparen.

Das Meer hob und senkte sich jetzt in langen, weichen Wellen. Ein gleichmäßiger, leichter Wind wehte aus Süden, so daß es zwischen ihm und der Strömung zu keiner Gegenwirkung kam und die Wogen ungebrochen dahinkrollten. Ich mußte längst zuarunde gegangen sein, wenn es anders gewesen wäre, so aber glitt mein leichtes, kleines Boot überraschend sicher dahin. Oft — ich lag immer noch auf dem Boden und guckte nur mit einem Auge über den Bootsrand weg — sah ich einen großen blauen Wellenberg dicht neben mir emporsteigen, aber meine Nukschale hüpfte und tanzte nur ein wenig wie auf Federn und glitt auf der anderen Seite leicht wie ein Vogel in das Wellental hinab.

Noch einiger Zeit wurde ich kühner, setzte mich auf und wollte meine Nukschale versuchen. Aber selbst die winzigste Gewichtsverlagerung hat auf das Benehmen eines solchen Seelenverkäufers den gewaltigsten Einfluß, und kaum hatte ich mich gerührt, da gab er seine leichte, tanzende Bewegung auf und schoß so steil einen Wasserberg hinab, daß mir schwindelte; dann fuhr er mit der Nase tief in die Sette der nächsten Woge hinein, wobei der Gisch hoch aufspritzte.

Durchraußt und erschrocken fiel ich sofort in meine alte Lage zurück, worauf auch mein „Coracle“ wieder Vernunft annahm und mich sanft wie zuvor durch die Wogen trug. Es war klar, eine Einmischung duldete es nicht, und welche Hoffnung blieb mir, das Land zu erreichen, wenn ich seinen Kurs nicht beeinflussen konnte?

Mich überfiel eine entsetzliche Angst, ich verlor aber doch nicht den Kopf. Zuerst schloß ich einmal mit meiner Matrosenmütze das „Coracle“ aus, wobei ich mich mit äußerster Vorsicht bewegte. Dann wagte ich es, nochmals den Kopf zu heben, und versuchte herauszubekommen, wie das Boot es anstellte, so ruhig durch die Wellen zu gleiten.

Von der Küste oder vom Verdeck eines Schiffes betrachtet, ist jede einzelne Welle ein großer, glatter, glänzender Berg; jetzt fand ich, daß sie in jeder Hinsicht einer Bergkette auf dem trockenen Lande gleicht, voller Spitzen, ebener Stellen und Täler. Wenn nun die Nukschale sich selbst überlassen blieb, dann ging sie den steilen Abhängen und den hohen, sich überschlagenden Rändern der Wellen aus dem Wege und schlüpfte, sich unaufhörlich windend, durch die niedrigen und ebenen Stellen hindurch.

„Gut also,“ dachte ich, „es ist klar, daß ich liegen bleiben muß, wo ich bin, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren; es ist jedoch ebenso klar, daß ich das Ruder hinaushängen und an den glatten Stellen einen oder zwei Schläge dem Lande zu tun kann.“ Gedacht, getan. Da lag ich nun, auf die Ellbogen gestützt, in der unbequemsten Stellung, die man sich denken kann, und führte ab und zu einige schwache Ruderschläge, um die Spitze des Bootes nach der Küste zu steuern.

Es war eine äußerst ermüdende, langsame Arbeit, ich kam aber sichtbar vorwärts, und als das Waldap näher rückte, hatte ich schon einige hundert Meter nach Osten gewonnen, obwohl ich einsah, daß ich diese Stelle bestimmt nicht erreichen würde. Ich war tatsächlich dem Lande schon ganz nahe, sah, wie die grünen Wipfel des kühlen Waldes sich im Winde neigten, und war überzeugt, es beim nächsten Vorgebirge nun bestimmt zu schaffen. Aber es war auch höchste Zeit, denn jetzt begann mich der Durst zu plagen. Von oben die glühenden Strahlen der Sonne, tausendfältig aus den Wellen zurückgeworfen, dann das Salzwasser, das mich durchnäßte, um mir am Leibe wieder zu trocknen und selbst meine Lippen mit einer Salzsäure zu verkleben — das alles zusammen bewirkte, daß mir die Kehle brannte und der Kopf bestia schmerzte.

(Mit besonderer Genehmigung des Wegweiser-Verlages, Berlin, wurde dieser Auszug dem ausgezeichneten Buche „Die Schachinsel“ von Robert Louis Stevenson entnommen, das in der Auswahlreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde erschienen ist.)

Frankfurter Theater-Anekdoten.

Die folgenden von Robert Mösinger erzählten Anekdoten entnehmen wir den „Blättern der Stadt. Bühnen“ in Frankfurt.

Das Ensemble des Frankfurter Schauspielhauses spielte eines schönen Tages gastweise im Stadttheater in Gießen. Man gab Björnsons bekanntes Schauspiel „Ueber unsere Kraft“ und zwar den ersten Teil. Der Vorhang hebt sich, Frau Alara, die Gattin des wunderthätigen Pastors, liegt vorschriftsmäßig zu Bett und die übrigen Darsteller beginnen zu spielen. Doch im Zuschauerraum ist eine merkwürdige Unruhe. Man raunt und wispert, dori wird halblaut oder gar verstohlen gelacht. Endlich fällt der Vorhang und die Darstellerin der Alara löst das Rätsel. Sie lag schwer krank in einem Bette, das ein benachbartes Logarett in hilfsbereiter Freundschaft für die Aufführung zur Verfügung gestellt hatte, und über ihrem Kopfe prangte die ebenso deutliche wie vernichtende Aufschrift: „Musketier Friedrich Bauer, 4. Kompanie.“

Ein sehr hübsches Geschichtchen erzählt man sich auch von dem bekannten Frankfurter Charakterspieler Arthur Bauer. Bei einem Streit mit einem Kollegen sagte dieser zu Bauer: „Sie machen Ihrem Namen alle Ehre!“ Doch dieser erwiderte seelenruhig in seinem behäbigen hiesigen Dialekt: „Ah gehn's, lieber Freund, selbst das können Sie ja noch net amal!“

Im alten Frankfurter Schauspielhaus war man mitunter recht sparsam und schenkte sich in „Tell“ meist auch das Pferd für den

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznań.